

Sebulon [Schluss]

Autor(en): **Fankhauser, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 11 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 19. März 1921

== Zwöi Chircheliieder. ==

I.

Von Walter Dietiker.

II.

Du machsch, daß d'Sunne lüüchtet
Und bisch, wo d'Schtärne si —
Und mir si uf der Herde-n
Und si so pring und chly.

Und alles isch vergänglich,
Und was mer tüe, isch äng,
Und nume du heisch Größi
Und nume du bisch geng.

So la-n is nid vergässe,
Daß d'Wält nid alles isch
Und gib is das i d'Härze,
Wo groß und göttlech isch.

Mir baue Türm und Hüser,
Und doch: wie pring si die!
Dys Wärk, o Gott, si Bärge —
Was isch so groß wi die!

Si hei die erschti Sunne-n
Und hei die letschti no —
Und trage schtill der Himmel,
We-n einisch d'Nacht isch cho.

O mach is, Gott, wie d'Bärge,
Wo Liecht und Sunne hei
Und we's isch fischter worde,
Di Nächi gschpüre chöi.

== Sebulon. ==

Novelle von A. Sankhauser.

4

Bald machten die Tierchen zu zweien das Männchen, bald kugelten sie über und über, bald liefen sie gegeneinander an und umschlangen sich gegenseitig, worauf sie ins Gras fielen und den Abhang hinabwirbelten. Dann wieder liefen sie im Garten hin und her, und der Garten schien sich zu erweitern und die Zahl der weißen Tiere immer noch zu vermehren.

Und im Zusehen verwandelten sich auch die Kaninchen selber. Sie hatten plötzlich alle die Augen Sebulons: Finstere Höhlungen unter dicken scharfen Vorsprüngen, und alle sahen mich sonderbar tückisch und versteckt an. Aber nicht nur die Augen Sebulons hatten sie, sondern seine ganze Gestalt. Sie wurden zum vielfachen Abbild seiner Kraft und Schönheit: Alle hatten glänzende Rücken, silberne Tropfen hingen an den Schulterblättern. Dicke Arme schlangen sich von den Schultern nieder. Und alle wandten sich von mir ab, zeigten mir die Rücken und ließen mich inmitten ihres Kreises allein im Grase sitzen.

Kummervoll sah ich an meinen eigenen Gliedern hernieder. Sie blieben klein, schwärzlich und staubiggrau wie Mäusepelze. Ich selber war nichts mehr als ein kümmerliches

Mäusewesen. Dazu schien es auf einmal so kalt zu sein, daß ich zitterte wie mitten im Winter.

Aber noch war das Maß der Schrecken nicht voll. Denn als ich nun hinsah, wahrte ich, wie all die abgewandten Gesichter heimlich nach mir spähten, und ihre Mäuler bewegten sich wie große Raakenmäuler, öffneten sich langsam und schlossen sich wieder, wie wenn sie sehr hungerten, aber doch nicht die Kraft hätten, mich zu packen. Sie lekten die Mundwinkel, spähten unablässig nach mir, aber auch nach meinen im Grase verschwundenen Tierchen.

Und wieder verwandelten sie sich vor meinen Augen. Ihre Hälse drehten sich furchtbar langsam, aber stetig dem Nacken entgegen. Die Gesichter schwankten unsicher über den Schulterblättern, beugten sich nieder zu mir und sperrten ihren Rachen auf. Meine Augen suchten rings eine Lücke. Aber der Ring war geschlossen, verengte sich immer mehr und bedrängte mich. Ohne Atem lag ich da, rauste mit den Augen nach Rettung, aber alles verschwamm in einem grünen Graswirbel.

Da schrie ich auf in der höchsten Verzweiflung, sah um mich und war erwacht. Die Sonne lag vor dem Fenster in

den Bäumen. Es war spät. Erstaunt hingen meine Augen an dem grünen Lichtspiel der nahen Wipfel. Es wogte leise wie die Erinnerung meiner Angst.

Ich trug nun einen stillen, halb begrabenen Haß in mir, der immer wieder aufflammte, wenn Sebulon in der Nähe war. Abends in der Sennerei wartete ich, bis er mit seinem Hundekarren auftauchte, stand abseits und beobachtete ihn. Fuhr er wieder weg, so sah ich ihm erbittert und bekümmert nach. Morgens auf dem Schulweg spähte ich lange vor seinem Erscheinen die schräge Talwand hinauf, erschraf unmerklich und mit einem leisen Mißbehagen, wenn er an der Hochlante ankam und wandte die Augen ab. Manchmal Nachmittag streifte ich im Hochwald über dem obern Rindsberg nach Tannzapfen oder Beeren, und es war mir immer wieder, als müßte sich etwas ereignen, das ich nicht begriff, das ich wohl fürchtete, aber auch ersehnte, und das ich doch nicht denken konnte. Lag ich dann einmal abseits von den Kameraden in den Stauden und horchte, so entging mir kein Vogelgeschrei, kein Knacken in den Wipfeln, kein Stöhnen der windbewegten Stämme, aber jeder Laut hatte seine eigene Enttäuschung für mich. Oft vergaß ich ganz, daß unten in den Wiesen das Haus von Oberrindsberg in der Sonne glühe, vergaß auch den Namen Sebulon. Mein Erwarten glied dann einem stillen Bangen, dessen Gründe vergessen waren. Es blieb in mir Tag und Nacht, gleichmäßig und ungestört, bis wieder ein Ereignis mich erinnerte an die Hintergründe.

Und ein solches Ereignis kam auch, das den geheim fortbauenden Kampf noch einmal zum hellen Ausflodern, aber auch zum raschen, plötzlichen Erlöschen brachte. Vielleicht war es ein Glücksfall, aber es bedeutete die Erlösung von dem Haß. Sie lag nicht in meinem Willen. Ich nahm sie hin wie vorher Liebe und Haß.

Mitten im Sommer, an einem schwermütigen Regentag, trat in unserer Schule ein Zauberkünstler auf, der wunderbare Dinge verübte: Er schnitt den Knaben die Hemdenstücke entzwei und setzte sie wieder zusammen, ohne daß man eine Naht oder einen Riß sah. Er brachte Münzen zum Verschwinden und fand sie irgendwo mitten in der Klasse wieder, in den Haaren eines Mädchens oder gar in den Nasenlöchern eines dummen Jungen. Mit bloßem Anblasen bannte er Zafkarten an die Decke, las Gedanken, die wir selber kaum wußten und tat allerhand Teufelszeug, das wir mit unendlicher Neugier bestaunten.

Das Wundersamste aber war doch dies: Er formte aus sechs ganzen, lückenlosen Ringen eine sechsstückige Uhrkette von Riesenmaß. Es war ganz deutlich: Fünf Ringe bildeten ein Kreuz, der sechste die Fortsetzung nach der einen Seite hin. Der Henker mochte das verstehen. Wir durften die Ringe einzeln in die Hände nehmen und untersuchen, nur nie alle miteinander und auch nicht die Kette. Aber die Ringe, das sahen wir wohl, waren lückenlos. Kein Loch auf keiner Seite, auch kein geheimer Mechanismus. O, so lange bestaunten wir das Wunder und die Ringe, und so ausgiebig rieten wir an dem Rätsel herum, probierten gar, wie die Ringe ineinander zu fügen seien, so lange, bis die beiden Schulmeister Hunger kriegten und uns mit dem Hexenmeister allein ließen. Er wollte sich freilich auch losreißen, erklärte uns zuletzt kategorisch: „Nun

noch einmal und zum allerletzten Mal die Uhrkette, dann kosts von neuem Eintritt, zehn Centimes.“ Aber er bezog das Geld dennoch nicht. Es klirrte und scholl, die Ringe flogen, verwickelten sich in unfassbarer Schöneigkeit und saßen schon auf seiner hochgeworfenen Brust.

Aber ihm nahte Unheil. Nicht umsonst hatte er von neuen zehn Centimes gesprochen. Als nun die Kette lang genug gebaumelt hatte und die Knabenschar ratlos und gesättigt rückwärts drängte, die Mädchen aber die Köpfe schüttelten und tuschelten, da trat auf einmal Sebulon aus der nächsten Reihe vor, ging ohne Umschweife auf den Hexenmeister zu, griff nach den Ringen und sprach laut und grob: „Zeig das Zeug her!“

Der Mann war starr. „Was?“ Er tat einen kleinen Schritt rückwärts. Wir aber, kaum weniger erstaunt, sahen einander an und stießen uns in die Seiten. Das kam nicht gut.

„Die Ringe zeigen sollst du,“ sagte Sebulon immer gleich grob und herrisch und entriß ihm unerwartet den sechsten, der die Fortsetzung des Kreuzes bildete. „Aha, so ist der angewachsen. Da seht ihr den Schwindel. Her mit den andern Ringen!“

Er richtete sich hoch auf. Sein Kopf überragte bei weitem die Gestalt des Hexenmännchens. Erst jetzt sah ich, daß der Kleine sich fürchtete, und daß er liebe, blaue Augen hatte, die ängstlich auf den drohenden Bauernprügel schauten. Noch einmal rief er bebend: „Was?“ Aber die entristete Zuversicht seiner ersten Frage war verschwunden. Dauern und immer noch überrascht wich er an die Wand zurück und riß die Augen weit auf, während er unauffällig die Ringe wand, durcheinander schob und plötzlich als einen einzigen Bund gegen den Angreifer schwang: „Zurück oder ich schlag dir den Schädel ein!“ Sebulon zögerte ein wenig. Aber dies Zögern benutzte der Zauberer, tat einen großen Satz zu seiner Kiste hin, verschloß blitzschnell die Ringe und wollte einen zweiten, ebenso raschen Schritt auf die Tür zu versuchen.

Voll Bewunderung sahen wir die glatte Behendigkeit des Männchens. Einige lachten schon über den plumpen Jungen. Ich selber stand in der ersten Reihe und suchte dem Fremdling eine Gasse zu machen.

Aber unser Lachen hatte Sebulon zur Wut gereizt. Mit einem gewaltigen Satz warf er sich auf den Zitternden, packte ihn am Rockragen und schüttelte ihn wie einen Sack leichter Wolle. Aber da fiel das Männchen schon aus dem Rock wie ein Frosch und hüpfte hemdärmlich mit seiner Kiste zur Tür. Wir gröhlten.

Sebulon warf ihm den Rock unter die Füße; langeslang fiel er hin, und sogleich packte ihn Sebulon bei den Haaren. „So schlüpf jetzt auch aus deinem Pelz, wenn du kannst!“ Die Haare saßen wirklich fest. Aber nun hielt sich der Gefangene mausstill, blinzelte den Jungen boshaft an und kicherte: „Wissen Sie, wenn Sie mich berauben, klage ich auf Diebstahl und Sie kommen ins Gefängnis!“

Ein ungeheurer Schrecken packte uns. Ein Junge packte mich rasend am Arm. Viele Stimmen flehten: „Sebulon, laß ihn los!“ Andere drohten: „Halte ihn! Reißt ihn weg!“ Mir klopfte das Herz.

Aber Sebulon wurde nur doppelt wild und brutal. „Diebstahl? Wer ist ein Dieb? Wer hat den Leuten das Geld abgenommen und sie zum Narren gehalten? Gib Antwort: Was arbeitest du? Was tust du das ganze Jahr? Nichts als herumvaganten und den Leuten das Geld abstehlen tust du. Du Schelm und Landstreicher. Diebstahl? Ja, Diebstahl! He, Verdingbuben, her zu mir. Wir wollen ihn lehren, was Diebstahl heißt!“

Und er brauchte namenlose Worte, während wir kaum zu atmen wagten und keiner der Verdingbuben den Mut fühlte, Sebulon zu helfen. Das Männlein zappelte gar nicht, ließ sich mißhandeln und wartete auf eine Pause. „Ich muß sehen, wie ich mein Brot verdiene. Hab an manchem Tage nichts gegessen. Machen Sie keine Dummheiten. Lassen Sie mich los. Ich zeige Ihnen meine Ringe!“

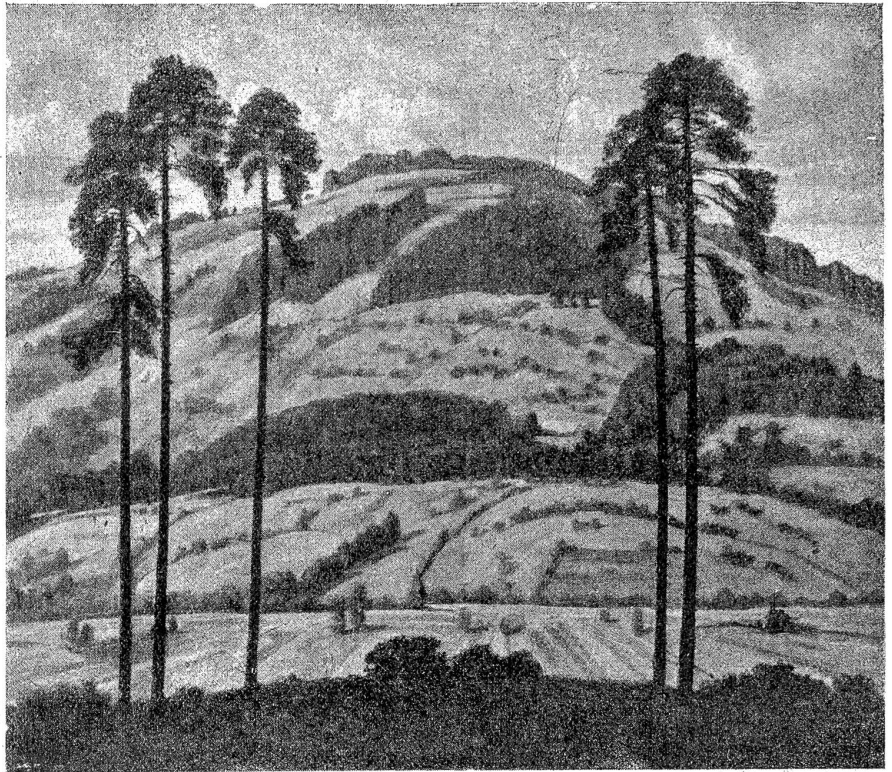
„Könnte mir einfallen, dich loszulassen,“ sagte immer grölend Sebulon. „Ich halte dich, wie ich dich halte und du packst deine sechs Ringe vor uns aus, und zwar sofort!“

Da öffnete der Bedrohte seinen Kasten durch einen wundersamen Federdruck und nahm seine sechs Ringe heraus. Ein Lachen ging durch unsere Reihen. Aber sofort verstummte der Lärm, denn verbissen und zitternd vor Wut schrie Sebulon: „Aha, da ist der Ring. Das also war das Zauberstück, die Güde, he? So kann ich auch zaubern. Weißt du, was du bist? Ein Hudilump bist du. Meinst, du könntest uns zum Narren halten? Gib das Geld wieder, das du uns abgenommen hast. Meinst, wir sollen glauben, du könntest mehr als andere Leute... Geschwind her mit dem Geld. Ich will dir zeigen, wer sich zum Narren halten läßt.“ Seine Faust zitterte.

Der Zauberer machte keinen weiteren Widerstandsversuch, zog finster den Beutel und legte ihn auf den Tisch: „Vier Franken und achtzig Centimes! Aber nun lassen Sie mich los!“

„So,“ sagte Sebulon, ließ ihn los und wandte sich an uns. „Das kommt in unsere Reisekasse. Und den schönen Ring behalten wir auch. Die andern kannst du wiederhaben! Pack ein und mach, daß du fort kommst. Schnell.“

Der Zauberer zog seinen Rock gelassen an, strich sich die Haare aus der Stirn, setzte sein Hütlein schräg auf und versorgte die Ringe. Aber ehe er die Tür verließ, hielt er eine kurze Ansprache: „Ich bin an tausend Orten gewesen, aber niemand hat mich bis jetzt um mein armes Geldlein bestohlen. Ueberall wußten die Leute, daß ich sie nicht zum Narren halte, sondern ihnen bloß Kunststücklein vormachen wollte, die jedermann lernen kann, wenn er sich die Mühe nimmt. Der muß schon dumm sein, der an Hexerei glaubt! Ich werde Anzeige machen und mein Geld wieder bekommen!“



Willy Müller. St. Gallen: Landschaft.

(Illustrationsprobe aus „D mein Heimatland“ 1921. Herausgeber Dr. Gustav Brunau.)

„Maußt du noch?“ schrie ihn plötzlich Sebulon an: „Zur Tür hinaus, marsch! Und er sandte ihm einen Fußtritt nach, der fehl ging. Denn mit allzugroßer Behendigkeit entglitt das Männchen.“

„Adjö Schumagg!“ sagte Sebulon. „Der ist weg. Wer verwaltet das Geld?“

Da wurde ihm aus der atemlosen Schar eine unerwartete Antwort: Erschrockenes Schweigen. Bloß aus den hintern Reihen flüsterten zwei oder drei dünne Stimmchen entsetzt und ahnungsvoll: „Ich nicht. Ich nicht.“ Finster starrte Sebulon in der Runde. Man sah seine Augen schon nicht mehr. Er machte Miene, genau so unbekümmert wie von jeher die Gesellschaft zu verachten und wegzugehen. Aber ein Knabe neben mir klemmte meinen Arm zusammen. In meinen Füßen zuckte es. Die ganze Schar empörte sich. Es war als wenn wir eins wären, und ich fühlte mich getrieben von dem allgemeinen Willen. Entschlossen trat ich vor und sprach, fast erstickend: „Sebulon, du bist ein Sauhund!“

Erstaunt stand er still und starrte mich an. Zum ersten Mal sah ich seine Augen. Sie schielten ein wenig, und das Weiße füllte die untere Hälfte ganz, wogegen die Sterne fast unter den buschigen Wimpern verschwanden. Unheimlich leuchtete das Weiße, kalt, tierhaft und erbittert.

„Wenn du schon ein Verdingbub bist, was kann er dafür?“ schrie ich in der größten Erregung, kaum bewußt, was ich sagte, so bebte ich zwischen Haß und Entsetzen. Das Wort brachte ihn in Wut. Noch einmal, bevor er wieder für lange Zeit seine Lippen schloß, brach eine Rede zwischen seinen Zähnen hervor. „Du Schnörkel, meinst auch, du seiest ein kleines Königlein, he? Du Schnuderbub, der du bist!“

